

Robert Berndl-Forstner

Thema 3

Eine neue Ethik könnte bedeuten, „dass man sich diesem primären Ausgesetztsein vor dem Anderen nicht verschließt und erlittenes Leid nicht in Rechtfertigung für neue Gewalt umwandelt (...) sondern statt dessen eben die Unerträglichkeit des Ausgesetztseins als Zeichen einer geteilten Verletzlichkeit, einer gemeinsamen Körperlichkeit, eines geteilten Risikos begreift. (...) Vielleicht liegt unsere Chance, menschlich zu werden, gerade in der Art und Weise, wie wir auf Verletzungen reagieren.

Judith Butler: Kritik der ethischen Gewalt, 2003, S. 100 f.

Dem Frieden wurden die Flügel gestutzt

Sie schwingt sich von ihrem Ansitz aus auf, fühlt den Wind durch ihre Flügel gleiten. Unter ihr wird die Welt immer kleiner; wo sie anfangs noch Menschen erkennen konnte, da sieht sie nur noch kleine Punkte. Ein Teppich aus grünen Wiesen und braunem Brachland breitet sich unter ihr aus. Sie – falls Sie sich das schon gefragt haben – ist eine Taube. Ein Symbol des Friedens – oder zumindest haben wir Menschen sie dazu gemacht.

Eine groteske Erscheinung in einer derartigen Welt. Vor allem wenn man bedenkt, wie groß der Hang der Menschen zu Gewalthandlungen ist, und dass sie erfahrenes Leid als Vorwand verwenden, um selbst Leid zuzufügen. Dieser Grundsatz ist weitestgehend gesellschaftlich anerkannt und wird im Allgemeinen als „Vergeltung“ oder gar „Verteidigung“ bezeichnet.

Vor mehreren Jahrzehnten waren die Vorfahren der Taube dabei, als lautstark verkündet wurde: „Seit heute Morgen wird zurückgeschossen“. **Zurück**-geschossen. Wie wir heute wissen, eine dreiste Lüge. Es war nicht Polen, das das Feuer eröffnete, sondern Deutschland selbst. Der Angriff war also nicht gerechtfertigt. Ge-**recht**-fertigt. Wieder so ein eigenartiges Wort, das bei genauerer Betrachtung völlig falsch verwendet wird. Recht war daran gar nichts, und wäre auch – entgegen der Meinung vieler – nichts gewesen, wäre das Feuer Deutschlands tatsächlich nur eine Reaktion gewesen. Denkt man nämlich genauer über die Aussage nach, so wird einem bewusst, dass die Lüge an sich nur einen Teil der Absurdität des Satzes ausmacht. Vielmehr irritiert es mich, wie selbstverständlich erlittene Gewalt als legitimer Vorwand für das Erwidern derselben akzeptiert wird.

Sicherlich, es ist menschlich, zurückzuschießen. Es ist menschlich, einen Groll auf seine Peiniger zu hegen. Denn Menschen neigen zu Fehlern. Aber ist es nicht der Inbegriff einer höheren, der wahren Menschlichkeit, die Fehleraffinität unseres Gegenübers, und somit deren Hang zu Gewalt,

anzuerkennen und – daraus resultierend – zu verzeihen? Und zweifelsohne, es erfordert viel Mut, sich im Krieg seinem Gegner zu stellen und sein Land bis in den Tod zu verteidigen. Doch wie viel mehr Stärke beweist es doch, wenn man auf eine Reaktion verzichtet, sich nicht verteidigt und somit der Gewalt an sich widersagt? Durch das Erwidern von zugefügtem Leid macht der Mensch nichts anderes, als sich auf die Ebene des Aggressors herabzulassen. Aus früheren Opfern werden schlagartig Täter.

Doch zurück in die Gegenwart. Die Taube fliegt durch verschiedene Staaten. Sie hört auf politischen Veranstaltungen zu, sie lauscht verschiedensten Gesprächen. Und überall erkennt sie dieselben Tendenzen wie ihre Vorfahren damals in Deutschland. Und je länger sie die sich ihr bietende Szenerie beobachtet, desto mehr wird ihr bewusst: So etwas wie verletzten Stolz, Vergeltung oder gewaltsame Verteidigung gibt es nicht. Dabei handelt es sich um bloße menschliche Konstrukte, die etwas viel Roheres und gesellschaftlich nicht Anerkanntes moralisieren sollen: die Ausübung von Macht. Dieser Begriff ist gesellschaftlich nicht unbedingt positiv besetzt, weswegen man die direkte Begründung einer Tat durch ihn möglichst vermeidet.

Ein Krieg jedoch besteht zu einem überaus großen Anteil aus solchen „Rache“-Akten. Es geht zumeist ein diplomatischer Fauxpas voran, den eine der beiden Parteien als Legitimierungsgrund für einen kriegerischen Angriff wertet. Dies nimmt die andere Partei als Vorwand, gewalttätig zu reagieren, woraufhin wiederum eine Gegenreaktion des ursprünglichen Aggressors folgt. Beide Parteien verweisen also bei jedem ihrer Gewaltakte auf einen diesem vorangegangenen. Geht man allerdings von dem – zu meinem Bedauern sehr unwahrscheinlichen – Fall aus, dass eine Seite auf ein kriegerisches Erwidern von ihnen zugefügtem Leid verzichtet, so fällt der Rechtfertigungsgrund für die andere Seite weg. Der „Teufelskreis“ wäre durchbrochen, die Kette von Dominos könnte nicht fallen. Ein Szenario, das, so denke ich, bei weitem nicht alle kriegerischen Konflikte lösen könnte. Aber ein Anfang wäre gemacht.

Um wirklich nachhaltig Frieden zu erlangen, ist es jedoch von zentraler Bedeutung, dass wir Menschen erkennen, dass wir alle Bewohner des einen selben Planeten Erde, dass Staatsgrenzen nichts als willkürlich gezogene Linien sind. Dass es kein „wir“ und „die“, sondern nur ersteres gibt. Und dass wir eine Vielzahl von gemeinsamen Eigenschaften, darunter die von Judith Butler erwähnte „gemeinsame Verletzlichkeit, eine gemeinsame Körperlichkeit“ besitzen. Und wenn wir schon nicht um unseres Gegenübers Willen kein Leid zufügen, so doch wenigstens um unser selbst Willen – wenn wir uns in die Lage des Opfers versetzen. Denn gerade das macht den Menschen aus: Seine Fähigkeit zu reflektieren und sich an die Stelle eines anderen zu stellen. Erst durch den Gebrauch dieser Fähigkeit kann wahres Mitgefühl entstehen. Dieser Ansatz mag egoistisch wirken, doch ist er

unumgänglich, da dem Menschen kein anderer Referenzrahmen zugrunde liegt, als er selbst. Er kann also eine Situation nur von seiner eigenen Warte aus betrachten.

Doch anstatt dies zu erkennen und umzusetzen, distanzieren uns wir Menschen immer weiter voneinander. Mittlerweile teilen wir selbst einen Staat in noch weitere kleinere Untergruppen, nur damit die Gruppierung, der wir uns selbst zuordnen, einen Machtgewinn daraus ziehen kann. Unter all der Kritik an der Europäischen Union und den verschiedensten Separationsbewegungen scheinen wir den ursprünglichen europäischen Gedanken aus dem Blick zu verlieren. Dass in der Vergangenheit Ein-, und nicht Zwietracht zu wahren Wohlstand und Glück in einer Gesellschaft geführt hat, vergessen wir viel zu leicht. Der Friede hat es wahrlich nicht leicht mit uns.

Plötzlich fühlt die Taube einen unerwartet heftigen Stich in ihrem linken Flügel. Ehe sie weiß, wie um sie geschieht, gelangt sie ins Trudeln, rast unkontrolliert auf den Boden zu. Schmerzerfüllt versucht der Vogel zu begreifen, was soeben geschehen war. Bei einem Blick auf ihre Schwinge erkennt er, dass eine Kugel diese durchbohrt hat. Der Boden kommt immer näher, bis die Taube schließlich aufprallt. Sie kommt noch mit dem Schrecken davon, da sie vergleichsweise sanft im Dickicht landet. Nach einer Weile findet man sie, sie wird in einen Käfig gesteckt und zur Sicherheit flugunfähig gemacht. Sie hat überlebt – doch zu welchem Preis? Wir haben dem Frieden die Flügel gestutzt.

Und ähnlich wie der Taube ist es schon vor 2000 Jahren einem Menschen ergangen, der sagte, wenn man auf die linke Wange geschlagen wird, so solle man auch die rechte hinhalten. Man hat ihn gekreuzigt. Ähnlich wie ihr ist es einem Menschen ergangen, der die Gleichberechtigung und den Frieden zwischen Schwarzen und Weißen forderte. Man hat ihn erschossen. Ähnlich wie ihr ist es im Zweiten Weltkrieg einem Geschwisterpaar ergangen, das durch Flugblätter das Gewaltregime kritisierte. Man hat die beiden zum Tode verurteilt. Und doch verbleibt ihre Botschaft bis heute: Nicht Gewalt ist die Antwort auf Gewalt, sondern Friede und Verzeihung. Wie Judith Butler sagte: „Vielleicht liegt unsere Chance, menschlich zu werden, gerade in der Art und Weise, wie wir auf Verletzungen reagieren“. Ein Satz, der mich überaus positiv stimmt: Er spricht uns eine Chance auf Menschlichkeit zu. Wir müssen es nur wagen, zu vergeben. Trauen wir uns.